



I	Willkommen für Landsleute
II	Zuwanderung - damals und heute
IV	Appell gegen Gleichgültigkeit
	Gefährliche Reise

Brücken bauen für die Landsleute

Die spanischen Migrantenorganisationen in Deutschland und ihre Weiterbildungsakademie helfen Neuzuwanderern beim Ankommen

die einen suchen dringend Arbeit, die anderen händeringend Arbeitskräfte. Die einen leben in Spanien, die anderen haben ihre Betriebe im deutschen Schwarzwald. Deren Auftragsbücher sind voll, die Arbeitslosigkeit in den Landkreisen Ortenau, Schwarzwald-Baar, Tuttlingen liegt unter 2,5 Prozent. Was liegt näher, als beide Seiten zusammenzubringen? Das klingt aber einfacher, als es ist. Zum Glück gibt es Spanier aus der sogenannten Gastarbeitergeneration und deren Nachkommen, die längst heimisch sind in Deutschland und sich in Vereinen organisiert haben. Bei ihnen landen immer mehr Anfragen von Landsleuten, die von der Wirtschaftskrise in Spanien gebeutelt sind: Arbeitsplatz verloren, manche verschuldet. Aber wie können sie helfen? Die Lösung fand die Spanische Weiterbildungsakademie (Academia Española de Formación = AEF mit Sitz in Bonn) vor zwei Jahren mit ihrem Projekt „Bienvenid@s – Willkommen in Baden-Württemberg“, das als Teil des Netzwerkes „Integration durch Qualifikation“ vom Bund gefördert wird. Die AEF macht seit 1984 auf ihre Zielgruppe abgestimmte Bildungsangebote wie Sprach- und Integrationskurse. In Carolina Castro Costas hat sie eine ideale Mitarbeiterin gefunden, um das Willkommensprojekt für Neuzuwanderer im mittleren Schwarzwald in die Tat umzusetzen.

Ihre Qualifikation hat die 29-jährige studierte Tourismusfachfrau sozusagen über ihre eigene familiäre Zuwanderungsge-



sichte erworben. Der spanische Elternverein in Hornberg wurde von ihrem Vater gegründet, sie selbst ist als Vorstandsfrau ehrenamtlich engagiert. „Ich kenne es nicht anders“, sagt sie. „So kann ich mich gut in die Lage derer hineinversetzen, die sich auf den Weg hierher machen wollen.“ Und sie kennt Land und Leute, Kammern und Arbeitsagentur im Schwarzwald. Noch bevor das Projekt sein Büro in Hornberg eingerichtet hatte, sollen die ersten ratsuchenden Spanier schon vor der Tür gestanden haben. Und die ersten Unternehmen, die Wind davon bekommen hatten. Sechs werden aktuell begleitet. Zehn Fachkräfte und sechs Auszubildende sind vermittelt worden in Handwerks- und Industriebetriebe, in Pflege und Gastronomie. Junge und Ältere melden sich, gut oder gar nicht Qualifizierte, Landsleute mit und ohne Arbeitsplatz, manche schon vor der Ausreise aus Spanien. „Nicht für alle gibt es Arbeit in Deutschland“, sagt Carolina Castro Costas. Sie kann einschätzen, ob der Weg nach Deutschland lohnt, für den viele

ihre Ersparnisse aufs Spiel setzen. Manchen rät sie davon ab.

Die, die kommen, haben viele Fragen. In Seminaren werden sie im Rahmen des Projekts geschult in Sozial- und Arbeitsrecht, erfahren etwas über das Schulsystem, über Beratungs- und Anlaufstellen, zum Beispiel für die Anerkennung ihrer Berufsabschlüsse, über Sprach- und Integrationskurse. Auch die Ehrenamtlichen in den Vereinen werden einbezogen als Multiplikatoren, so dass sie den Neuankömmlingen helfen können beim Ankommen und Einleben. Sie gehen mit zu Behörden, übersetzen Formulare und nehmen die Neuen mit zum Fußball- oder Gesangsverein. Der Hornberger Elternverein hat schon zwanzig neue Mitglieder. Zwei Neuzuwanderer, heißt es, haben fest vor, in der Region einmal ein eigenes Unternehmen und eine Familie zu gründen.

ANITA RÜFFER

Info: www.aef-bonn.de/bienvenid-s



Maria Puci (ganz rechts) im Alter von 17 Jahren mit Freunden in Haßlinghausen/NRW.

„Mein Leben ist jetzt hier“

Einwanderung damals und heute - zwei Italienerinnen berichten im Interview von ihren Erfahrungen

60 Jahre nach dem Abschluss des Anwerbeabkommens zwischen der Bundesrepublik und Italien sind in Deutschland die höchsten Zuwanderungszahlen seit langem zu verzeichnen. 1955 war man mit Italien übereingekommen, dass dort gezielt Arbeitskräfte für den deutschen Arbeitsmarkt ausgewählt werden sollten. Es folgten Vereinbarungen mit der Türkei, Jugoslawien, Spanien und Portugal. Bis zum Anwerbestopp 1973 kamen 14 Millionen Menschen in die Bundesrepublik. Elf Millionen kehrten in ihre Heimat zurück. Von den knapp drei Millionen, die blieben, holten viele ihre Familien nach.

Nun erlebt Deutschland einen neuen Einwanderungsboom. 1,2 Millionen Menschen kamen 2013, die meisten (730000) aus anderen EU-Staaten. Wie war das damals, wie ist es heute? Wir fragten nach bei: Maria Puci (57) und Beatrice Piscitelli (33).

MIG-MAG: Frau Puci, Sie sind 1967 mit Ihren Eltern nach Deutschland gekommen. Wie kam es dazu?

Puci: Die Entscheidung wurde von den Männern getroffen. Sie erfuhren von Kol-

legen, dass Deutschland Arbeitskräfte brauchte. Also wurden Pappkoffer geschürt, gefüllt mit Köstlichkeiten aus der Heimat. Anders als heute waren diese im fernen Deutschland nicht so einfach zu haben. Ohne ein einziges Wort Deutsch zu sprechen, machten sich die Leute auf den Weg. Unterkunft und Arbeit waren ihnen sicher. Die Männer gingen auf Baustellen und in Zechen arbeiten, Frauen in Fabriken oder als Reinigungskraft. Durch doppelten Verdienst wollte man schnell Geld sparen, um das Land früher oder später wieder Richtung Heimat verlassen zu können.

Piscitelli: Bei mir war es etwas anders. Im August 2013 entschied ich mich, nach Deutschland zu gehen. Ein Freund, der bereits in Berlin war, hatte mir angeboten, bei ihm unterzukommen. Auslöser für meine Entscheidung war die drastisch verschlechterte wirtschaftliche Lage in Italien. Nach einer fünfjährigen Beschäftigung als Innenarchitektin wurde mir kein Gehalt mehr bezahlt, mehr als neun Monate lang! Anschließend hielt ich die Kündigung in der Hand. Meine Bemühungen um einen neuen Arbeitsplatz scheiterten. Auf

Arbeitslosenunterstützung hatte ich keinen Anspruch, da ich in Italien nie einen Arbeitsvertrag erhalten hatte.

Hat sich Ihre Situation hier verbessert?

Piscitelli: Ich erhalte eine kleine Hilfe vom deutschen Staat. Zusammen mit meinen Einkünften komme ich einigermaßen über die Runden. Aber wie viele andere italienische Migranten habe ich mich in einer unterqualifizierten Beschäftigung bei geringem Gehalt wiedergefunden. Obwohl ich gut ausgebildet bin, arbeite ich als Reinigungskraft – andere als Kellner, Tellerwäscher oder Pizzabäcker. Ich bin jedoch zuversichtlich, dass ich bald einen meiner Qualifikation angemessenen Job finde. Noch hapert es mit der Sprache, aber zum Glück kann ich an einem staatlichen Deutschkurs teilnehmen.

Puci: In unserer Zeit waren Deutschkenntnisse für die meisten Tätigkeiten nicht erforderlich. Schließlich wurden keine Akademiker angeworben. Deutschkurse wurden dementsprechend von staatlicher Seite nicht angeboten. Aber in den Missio-

nen beispielsweise wurden – zumeist von Ehrenamtlichen – solche Kurse abgehalten. In Abendkursen konnte man sich außerdem darauf vorbereiten, einen Schulabschluss nachzuholen. Damals sind für diese Abendkurse extra Lehrer aus Italien geschickt worden. Für unsere Kinder gab es in der Schule muttersprachlichen Ergänzungsunterricht.

Frau Piscitelli, heute ist oft von Willkommenskultur die Rede. Welche Erfahrung haben Sie gemacht?

Piscitelli: Ich habe noch keine richtigen Beziehungen zu Deutschen aufgebaut. Aber die wenigen, mit denen ich näheren Kontakt hatte, zum Beispiel durch die Arbeit oder den Deutschkurs, waren alle sehr freundlich und respektvoll. Hier in Berlin gibt es außerdem eine große Community von Italienern. In Form von Blogs oder Facebook-Gruppen erhält man viele nützliche Alltagsinformationen. Darüber hinaus konnte ich schon des Öfteren professionellen Rat hinzuziehen – zum Beispiel bei der Berliner Beratungsstelle des Patronato ACLI (siehe Kasten).

Puci: ... das übrigens meiner Familie bereits damals zur Seite stand. In den 1960ern war die Atmosphäre nicht schlecht, im Gegenteil. Die Menschen waren sehr hilfsbereit, obwohl wir uns anfangs nur mit Händen und Füßen verständigen konnten. Von Nachbarn wurden uns Möbel zum Einzug geschenkt, auch bei der Wohnungssuche wurden wir unterstützt. Wir Kinder haben mit den einheimischen Altersgenossen gespielt und die Sprache schneller gelernt als unsere Eltern. Das Anwerbeabkommen kam zwar seitens der Politiker, aber wenn die Bevölkerung uns nicht willkommen heißen hätte, wäre es nicht so leicht gewesen. Natürlich



Beatrice Piscitelli (re.), Berliner Neubürgerin, und Maria Puci heute: Die Mutter von zwei Kindern lebt seit 1980 in Gevelsberg (NRW).

machten manche auch die Erfahrung, ausgegrenzt zu werden. Auf der anderen Seite sind aber auch Liebesgeschichten entstanden. Manche Männer haben eine zweite Familie in Deutschland gegründet, während ihre „erste“ Familie in Italien zurückblieb. Die ausgewanderten Männer sorgten weiter für den Unterhalt der Zuhausegebliebenen. Übrigens: Ihre Frauen, die sogenannten „weißen Witwen“, sollen trotzdem oft ein Leben lang treu geblieben sein.

Frau Piscitelli, wie sehen Ihre Zukunftspläne aus?

Piscitelli: Leider verschlimmert sich die Situation in Italien zusehends, weswegen ich nicht daran denke, zurückzukehren. Mein Leben ist jetzt hier – trotz einiger

Schwierigkeiten. Ich werde weiter versuchen, an meinem beruflichen Aufstieg zu arbeiten. Ich vertraue darauf, dass ich ihn schaffen werde: Ich habe nicht nur einen starken Willen. Auch meine Sprachkenntnisse werden immer besser. Berlin hat mir auch die Liebe geschenkt. Mein Partner – ebenfalls Italiener – und ich schmieden Zukunftspläne. Wir haben bereits eine gemeinsame Wohnung gefunden und denken sogar darüber nach, eine Familie zu gründen. In Italien wäre das zum jetzigen Zeitpunkt undenkbar.

Und bei Ihnen, Frau Puci? Träumen auch Sie noch von der Rückkehr, so wie einst Ihre Eltern?

Puci: Manche, die schon ihre Rente beziehen, damit aber nicht über die Runden kommen, sind zurückgegangen. Aber sie kommen immer wieder zu Besuch nach Deutschland. Es ist längst zu ihrer zweiten Heimat geworden – genauso wie für mich und alle anderen, die in zweiter oder dritter Generation hier leben. Als Deutschland letztes Jahr die Fußball-Weltmeisterschaft gewann, haben viele von uns mit den Deutschen das Finale geguckt und danach zusammen gefeiert.

**INTERVIEW: STEFAN PEETZ/
JACQUELINE PUCI**

PATRONATO ACLI

Das Patronato ACLI wurde 1947 im Kontext der christlichen Arbeiterbewegung Italiens gegründet. Es sollte italienischen Arbeitnehmern weltweit in allen Fragen des Sozial- und Arbeitsrechts kostenlos Beistand leisten. In Deutschland gibt es mittlerweile elf, weltweit 84 Dienststellen in 20 Ländern. Die vom italienischen Arbeitsministerium geförderten Patronati sind national anerkannte Rentenberatungsstellen, aber auch allgemeine Sozialberatungsstellen für Migranten.

Infos: www.acli.de

Das Kreuz von Lampedusa

Ein Appell gegen die Gleichgültigkeit



Lampedusa: Spätestens durch ein Bootsunglück im Oktober 2013 vor der italienischen Insel, bei dem fast 400 Menschen aus Eritrea und Somalia ihr Leben verloren, ist der Name Symbol geworden für die – da sind sich viele einig – gescheiterte europäische Einwanderungs- und Grenzpolitik. Es dürfte der „Tropfen“ gewesen sein, der das

Fass zum Überlaufen brachte. Mehr als 22 000 Menschen sind seit dem Jahr 2000 ums Leben gekommen bei dem Versuch, das Mittelmeer zu durchqueren. Es ist eine der wichtigsten Routen von Migranten und Flüchtlingen, auf der sie vom afrikanischen auf den europäischen Kontinent zu gelangen hoffen – und eine überaus gefährliche. Allein im Jahr 2013 wurden weit mehr als 3000 Tote gezählt. Ein Schreiner auf der Insel hat aus den Überresten ihrer Boote ein Kreuz gezimmert. Er nahm, wie er sagt, „das Holz dieser Boote, das das Meer uns bringt und das ich am Strand finde, und ich machte daraus ein Kreuz, damit die Flüchtlinge dadurch eine Stimme bekommen.“ In der Münchner Frauenkirche fanden sie Gehör am Caritassonntag im September vergangenen Jahres bei einem im Fernsehen übertragenen Gottesdienst: Ein einst aus Togo geflohener Mann trug das 1,50 Meter hohe Kreuz aus Lampedusa. Prälat Hans Lindenberger, Caritasdirektor der Erzdiözese München und Freising, hat es zu unseren im Folgenden abgedruckten Betrachtungen veranlasst:

»Dieses Kreuz hat eine dramatische Geschichte. Es stammt aus Lampedusa und wurde aus dem Holz von Flüchtlingsbooten gestaltet. Von Booten, die aus Nordafrika oder aus Syrien kamen und Europa erreicht haben: den rettenden Hafen.

Diese Kreuzesbalken sind nicht unversehrt. Es ist ein geschundenes Kreuz. Es trägt Spuren, die vom Gebrauch und Alltag eines Fischerbootes erzählen. Wer weiß, was diese Schiffsplanken uns von der Flucht über das weite Meer berichten könnten, einer Flucht voll Hoffnung und Angst.

Die Spuren an diesem Kreuz sind wie Zeichen; Zeichen, die an Verletzungen und Wunden erinnern – auch an die große Wunde unserer Zeit – die Heimatlosigkeit durch Flucht und Vertreibung.

Dieses Kreuz geht uns nahe und berührt unsere Herzen: Es ist ein Appell gegen die Gleichgültigkeit. Als Christen, als Kirche dürfen wir nicht mit dem Rücken zur Welt leben. Das Leid der anderen ist auch unser Leid. Es ist ein Zeichen des Gedenkens an unzählige Menschen, die weltweit auf der Flucht ihr Leben verloren haben. Wir wollen sie nicht vergessen.

Und: Dieses Kreuz kann uns die Kraft geben, uns zu öffnen und zu helfen, wo immer wir gebraucht werden.

Ein altes Gebet beginnt mit dem Vers: ›Christus hat keine anderen Hände als unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun.‹

FILMTIPP: DIE PIROGE

- Moussa Touré erzählt von einer gefährlichen Reise über das Meer



Piroge: So heißen jene Boote, die in Westafrika traditionell zum Küstenfischfang verwendet werden. Der senegalesische Filmemacher Moussa Touré hat eines von ihnen zum Schauplatz eines Films gemacht, der in packenden

Bildern die Geschichte einer Reise über das Meer erzählt. Ziel der 30 Männer, die sich auf der Piroge zusammengefunden haben, sind die Kanarischen Inseln. Von dort aus hoffen sie, ihre Träume als Musiker oder Fußballer oder ihren Wunsch nach materiellem Wohlstand verwirklichen zu können. Die Menschen in der bunt gemischten Gruppe – als blinder Passagier ist auch eine Frau an Bord – kommen aus verschiedenen Regionen des Senegals. Manche haben das Meer noch nie gesehen.

Die Piroge, Regie: Moussa Touré, Frankreich, Senegal 2012, Spielfilm, 87 Min., OmU. Verleih & Infos: Evangelisches Zentrum für entwicklungsbezogene Filmarbeit, www.ezef.de